

In einem Land wo Bier und Honig fließen

„Mensch Hägar, das ist die Idee! Die Idee!“

„Was ist denn jetzt los?“, gähnte ich. Wir saßen in einer sommerlichen späten Abenddämmerung im Jahre 1987 auf einem architektonischen Meisterwerk aus Stein und Blumenbeet am Lübbecker Busbahnhof. Ich bot mittlerweile äußerlich schon eher einen gemäßigten Anblick. Percy, der sich neben mir emporzuschrauben drohte, präferierte hingegen immer noch seine *Punks be brave!* – Lederjacke. Alle Laternen und Scheinwerfer blendeten bereits mit ihrer ganzen Strahlkraft und erfüllten die Luft mit Aktivität.

Wir warteten gemeinsam auf Mick, Mick mit ck wohlgemerkt. Dieser hatte seit längerem eine Freundin hier in Lübbecke und seit heute einen orangefarbenen lärmenden VW Käfer. Damit würde er mich später zurückfahren.

Unsere Nachmittage ließen bereits ein wenig von der Sprengkraft früherer Tage vermissen. Dennoch war ich noch nicht bereit jedes Mal brav und sittsam um 19.25 Uhr den letzten Linienbus nach Espelkamp zu nehmen, noch bevor es dunkel wurde. Meine erste eigene Fahrstunde hatte ich zu meinem Leidwesen erst gestern absolviert

„Das ist das Geilste! Das ist das Geilste! Mensch, Hägar!“

„Ja, was denn nun? Mensch, Percy! Geh mir nicht auf den Keks!“

In diesem Augenblick machte Mick auch schon mit allerlei Begleitgeräuschen eine Vollbremsung direkt vor unserer Nase. Damit holte er uns fürs Erste aus unserem ungleich gewichteten Taumel.

Er hatte auf dem Straßenverkehrsamt durchsetzen wollen, dass man ihm zum MI für Minden-Lübbecke auch noch das CK zugestand, erklärte er uns. Offensichtlich aber vergebens. Denn was wir nach einer kurzen Umrundung seiner Karosse lesen konnten war: MI-C. Also Mic nicht Mick. Da verstehe einer diese Beamten.

„Was soll denn der Scheiß?“ meinte Percy. „Wo ist das k?“

„Naja. Gesprochen klingt es immerhin wie Mick“, meinte der neue Mic mit C.

„Bescheuert. Kriegen die Heinis Geld für jeden gesparten Buchstaben, oder was?“

„Ihr dürft mich aber weiter Mick nennen.“

„Kein Problem“, grinste Percy.

„Ein echter Witzbold“, murmelte ich. „Aber was ist denn jetzt mit deiner tollen Idee, Percy?“

„Ach ja. Mick und Hägar. Sperrt die Ohren auf...“

Um das, was danach folgte, zu verstehen: Wir fühlten uns immer ein wenig übergangen. In der Tagesschau oder in den heute-Nachrichten sprach niemand über Lübbecke oder Espelkamp. Letzteres spielte wenigstens manchmal in Nachkriegsdokumentationen eine Rolle, kam dabei aber immer ein wenig als Kuriositätenkabinett rüber, mit seinen Entwurzelten, Heimatlosen, Immigranten und Bethäusern der Mormonen. Percy sah *seine* Heimatstadt Lübbecke trotz der 700jähriger Stadtgeschichte ebenfalls nicht angemessen gewürdigt. Vielleicht entwickelte er deswegen und weil er nicht immer alle Nadeln an der Tanne hatte an diesem denkwürdigen Abend jenen wahrhaft diabolischen Plan...

Wenn man nicht diese sich in Lübbecke senkrecht kreuzenden Bundesstraßen 239 und 65 regelmäßig abfuhr um von Kleinstadt zu Kleinstadt zu gelangen, von Dorf zu Dorf, um sein Revier abzustecken, Freundschaften zu erneuern und Abende zu planen und zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen, so wie wir, dann war dieses Fleckchen Lübbecke mit seinen vagen Verheißungen mental eher ein schwer zugängliches Gelände. Man musste als auswärtiger reiselustiger Punk erst einmal die Mauern im eigenen Kopf niederreißen, um die Frage, „Was soll ich denn in Lübbecke?“, sinnvoll zu beantworten. Im blauen Dierke-Standard-Schulatlas konnte man Lübbecke jedoch mit viel Fleiß auf Seite 14, Bundesrepublik Deutschland, mittlerer Teil, ganz oben entdecken. Und, ja klar, auch Espelkamp, direkt darüber.

Monate nach diesem Abend, an dem Percy diese Idee in die Welt setzte, nahm ich die letzte Kurve und rauschte in meinem neuen (gebrauchten), hydraulisch gefederten Citroen GMX in Richtung Gänsemarkt, mitten ins Herz dieser altehrwürdigen Stadt hinein.

Es war Bierbrunnenfest, der Tag in Lübbecke, an dem das Bier in Strömen aus Schläuchen in große, eilig herbei geschleppte Haushaltsbehälter (Plastikeimer) floss. Dies könnte als erstes Zentrum des Geschehens beschrieben werden. Das eigentlich typische Bild dort an diesem Tag: Vater sicherte mit zwei starken Armen den wahlweise knallroten Putzeimer, damit er beim hastigen

Befüllen nicht versehentlich von der Menge umgetreten wurde. Der Filius hielt artig den Schlauch rein, bis der Barre Bräu-Beauftragte ihn im letzten Moment unsanft zur Seite stieß und die elastische Pipeline heraus riss, um sie ohne größere Verluste an die nächste durstige Familie weiter zureichen.

Doch heute lag etwas in der Luft. Etwas stimmte nicht, war nicht so wie sonst, wie jedes Jahr. Noch bevor ich den Silberpfeil abstellte, erlangte ich darüber Gewissheit, dass Percy das Feld anständig bestellt hatte, seinen Worten tatsächlich hatte wahrlich kühne Taten folgen lassen.

In seiner wilden Zeit war er oft Monate in der Republik unterwegs gewesen, auf der Flucht vor seinem Zuhause, wo man ihn traditionsgemäß zum Zahnarzt, Weißkittel hatte umfunktionieren wollen um damit einen Grundstein für seine spätere Zukunft zu legen. Dass er tatsächlich Jahre Später als Zahntechniker in Berlin groß herauskommen würde, stand für ihn zu jener Zeit jedoch noch verklausuliert in seinen Anarcho-Sternen.

Gerade nach solchen unschönen Gesprächen zu Dritt, No Future gegen Pro Future, hatte es ihn immer um so ärger auf die Walz gezogen. Von dieser kehrte er dann erst nach mehreren Wochen Bummelei heim, mit Schuhkartons voller Adressen und Telefonnummern, die seine Kontakte zu allen Punkern dieser Erde, Jugendzentren und anarchistischen Zellen bezeugten, die wiederum nicht selten eine Druckmaschine ihr eigen nannten. Diese Druckmaschinen warfen pro Stunde mehrere hundert Blatt Propaganda-Material aus, wenn es hart auf hart kam.

Die Botschaft jedoch, dass es einen Ort in Ostwestfalen gab, an dem das Bier für lau aus einem Brunnen nur so sprudelte, hatte, wie es schien, trotz des tonnenweisen Einsatzes von Druckerschwärze, am Ende doch nicht alle Adressaten überzeugen können. Dieser emphatisch beschriebene, nahezu paradiesische Zustand war wohl letztlich von einigen mit einer abwehrenden Handbewegung eher ins Reich der Fabel verwiesen worden.

So kam ich bei meiner ersten Schätzung auf höchstens ein paar hundert, keinesfalls auf die erhofften und angepeilten zwei- bis dreitausend.

Doch es war von keinem der Anwesenden zu bestreiten: Dieser Brunnen spie und blubberte tatsächlich. Er ließ das kühle, wohltuende Nass kontinuierlich vom kleinsten seiner steinernen Becken hinunter ins nächste überlaufen, bis es im letzten Rund mit etwa zwei Metern Durchmesser ankam, um dann in die

kreisrunde Rinne am Boden zu plätschern und die nächste wogende Fahrt durch das Labyrinth aufzunehmen.

Nun, es war gewiss nicht das Premium Produkt, das dort in den Kreislauf eingespeist wurde. Wenn man sich aber mit dem Gebräu eine Schlacht lieferte, die beständig neue Teilnehmer anlockte, so dass der Brunnen mit Recht als zweites Zentrum des Geschehens genannt werden konnte, stank man hinterher nach Bier. Und wenn man mit dem eigenen nahezu leblosen Körper von der Hüfte abwärts besoffen in der Rinne schlummerte, ein Schicksal, das nun schon den Zweiten ereilt hatte, dann würde man hinterher bei der olfaktorischen Inspektion der feuchten Klamotten zur selben Erkenntnis gelangen: Man war einem wahrhaftigen Bierbrunnen sehr nahe gewesen.

Schon standen die ersten farbenfrohen Jugendlichen auf der anderen Seite des Platzes in der Reihe, hatten sich wirklich angestellt und hielten einen Zuber bereit, den sie aus einem Nebenraum einer Restauranttoilette ungesäubert hatten mitgehen lassen. Da das Zehn-Liter-Limit pro Abfüllvorgang zu jenem Zeitpunkt noch nicht eingeführt war, erhielten auch sie bald den Zuschlag und drohten vor Freude zu zerspringen. Das waren mindestens dreißig bis vierzig Liter, die sie da wegschleppten. Umstehende Punks johlten. Brave Bürger staunten. Daran hätten sie auch selbst denken können. Mensch, so einen Bottich hatte manch einer doch selbst ungenutzt im Schuppen stehen.

Eigentlich fand dieses exorbitante Spektakel in jenen Tagen beständig in Hannover statt. Als ursprünglicher Auslöser könnte dabei die geplante Einführung einer Punker-Kartei genannt werden, gegen die Jello Biaffra, der Sänger der Dead Kennedys, Ende 1982 auf einem Konzert in Bad Honnef zum Protest aufrief und, nicht die anarchistische Republik, jedoch die Chaostage ausrief, die dann auch direkt am nächsten Tag in Hannover stattfanden. Genauso wie das Jahr 365 Tage hatte, vier Jahreszeiten, einen Anfang und ein Ende, gab es seitdem die Gewissheit, dass sie, nach geschlagener Schlacht, auch im nächsten Jahr wieder auf die Beine gestellt werden würden. Ein paar Ankündigungen in den entsprechenden Magazinen, einige Telefonanrufe, die zu einer Telefonlawine auswuchsen, genügten, und die Luft würde wieder brennen, im nächsten Jahr, im darauf folgenden und im übernächsten. Jeder Chaostag in Hannover hatte einen Nachfolger. Das war

das Punker-Axiom Nummer 1, nachvollziehbar für Anfänger und Fortgeschrittene. Doch in diesem Jahr sollte, durch meinen Kumpel Percy, bekanntlich eine andere Rechnung aufgemacht werden.

Allmählich erschienen auch die einheimischen Anarchos auf dem Plan. Zufriedener konnte ein Lächeln gar nicht sein, als bei Percy, der hinter den Kulissen bei diesem Meisterstück Regie geführt hatte. Schon bogen Mick und Olaf um die Ecke, parkten und gesellten sich zu unserem Grüppchen. Olaf hatte tatsächlich einen Messbecher dabei, mit dem seine Mutter jedes Wochenende Mehl- und Zuckermengen austarierte um dann gewissenhaft den sonntäglichen Marmorkuchen anzurühren. Messbecher reichten lediglich bis fünfhundert Gramm beziehungsweise Milliliter. Da konnte man ja gleich ein Bierglas mitbringen. Olaf blickte leicht beschämt auf seine Springer.

Egal. Auf der Bank, einige Meter vom Brunnen entfernt, hatten wir genügend gefüllte Eimer in einer Parade aufgestellt. Diese Akribie zog dann auch folgerichtig einen Irokesen älteren Semesters und, in seinem Schlepptau, seinen Kumpel an, einen Altrocker, der offensichtlich auf The Sweet und Status Quo stand, wenn man dem Edding auf seiner Jeansweste Glauben schenkte.

Auch in der Fauna war solch ein Kommensalismus nicht selten anzutreffen. Haie hatten ihre so genannten Lotsenfische. Nashörner hingegen trugen auf ihrem Rücken eine bestimmte Starenart mit sich herum, die fürs Putzen und für das Frühwarnsystem zuständig war. Was aber der Altrocker außer Bier trinken noch konnte, blieb erst einmal unklar.

„Ist das da nicht der Rosarote Panther?“ Olaf zeigte auf ein baumelndes Etwas am Rucksack des Irokesen.

„Klar“, sagte der angesprochene Punk mit dem Plüschtier, „das ist mein Paulchen.“

„Er heißt doch selbst auch Paul“, meldete der Rocker. „Deswegen.“

„Aha“, machten wir. „Und wie heißt du?“

„Der wird nur Pelzich genannt“, klärte Paul uns auf.

„Wegen der Zunge nach dem Saufen?“, vermutete Mick.

„Nee. Das ist einfach nur mein Nachname. Reicht doch völlig. Pelzich eben.“

Wir waren überzeugt.

Es scheint nicht notwendig jeden Schluck, der in der Folgezeit geschöpft und ausgetrunken wurde, zu illustrieren. Ich persönlich musste mich dabei erheblich zurückhalten, da ich noch fahren wollte. Mick entschied sich alsbald seinen Käfer stehen zu lassen, was die Polizei, die sich in ihren Mannschaftswagen in kleinen Gassen versteckt hielt, sicher gutgeheißen hätte. Ins Protokoll konnte am Ende dieses Tages aufgenommen werden, dass es sich um den gewaltfreiesten, plünderungs- und überhaupt anarchielosesten Chaostag in der Geschichte gehandelt habe. Vielleicht auch ermöglicht durch die naiven Ostwestfalen, die ihre Geschäfte aus Unwissenheit einfach nicht verrammelt und ihre Frauen und Kinder nicht in Sicherheit gebracht, sondern die Punks mit offenen Herzen und einer geradezu brüderlichen Umarmung aufgenommen hatten. Denn wie man in den Punkerwald hineinbrüllte, so schallte es schließlich auch zurück.

Als sich die Systeme bei Paulchen langsam der Reihe nach auf Standby umstellten, handelte Pelzich einen Deal mit uns aus. Ich würde beide am Abend mit zu mir nehmen, nach alter Tradition also meine Mutter mit seltsamen Mitschläfern erschrecken, und ihnen dann ein leckeres Frühstück servieren, beziehungsweise meine Mutter. Mick, der ja bekanntlich nebenan wohnte, würde dann bereits vormittags noch einmal mit ihnen nach Lübbecke trampen um den zweiten Chaostag ausgiebig zu genießen. Ich würde erst später wieder dazu stoßen und sie gegen 16 Uhr dort am Brunnen einladen und nach Bielefeld chauffieren. So weit der Plan. Und bis auf den letzten Punkt lief auch alles glatt.

Wie verabredet saß Pelzich auf der Bank, unter einem bewölkten Himmel. Um ihn herum hatte die Erde jetzt doch irgendwie nachgeben müssen. Es sah aus, als sei vor kurzem ein kompletter Müllwagen-Konvoi explodiert. Die Reihen hatten sich gelichtet. Viele waren schon abgereist oder zuhause geblieben, hatten das auch heute wieder gültige Freibierangebot dankend abgelehnt. Ich erkundigte mich nach Paulchen. Pelzich zuckte mit den Schultern. Er hatte vor einiger Zeit zum Imbiss gewollt, so gegen Mittag. Wir warteten.

Als wir Paul dann ohne Paulchen heranschlurfen sahen, ohne Paulchen, weil der komplette Rucksack und nebenbei auch die Vorderzähne fehlten, schüttelten Pelzich und ich nur die Köpfe.

Beim genaueren Betrachten trug er eigentlich nur noch seine schwarze Lederhose. Kein Strumpf und kein Schuh waren mehr an ihm dran. Neu waren aber auch die mehr als Golfball großen rotgrünblauen Hermatome, die wie eine intergalaktische Beulenpest aus ihm herauswuchsen, auf seiner sonst kalkweißen Haut, die selten das Tageslicht sah.

Auf unsere Befragung, ob es Polizisten, Britische Soldaten oder besoffene Spießherren gewesen waren, gab Paulchen keine Antwort. Er drückte sich umständlich auf den Rücksitz. Wir fuhren los.

Wollte man auf der B239 von Lübbecke nach Bielefeld, passierte man etwa auf halbem Wege unweigerlich ein gesichtsloses Dorf namens Schweichelm-Bermbeck. Wir fuhren schweigend. Zu unserer Rechten bahnte sich der Sonnenuntergang über den Feldern an. Da erhob der Gezeichnete noch einmal für eine Feststellung kurz das Wort:

„Schweichelm-Bermbeck! Schweichelm Bermbeck! Wer braucht das!“

„Was hat er nur?“ fragte ich.

Pelzich mobilisierte sich noch einmal für ein Achselzucken. Dann schwiegen wir wieder und starrten.

Ich lud meine Fracht ab und wollte gleich weiter. Doch man überredete mich. Sie hatten vor, sich für das misslungene Wochenende mit verbotenen Substanzen zu entschädigen, sich wieder einzuhüllen in wärmende Mäntel voller Illusionen, und natürlich ihrem Dank Ausdruck zu verleihen, gegenüber ihrem Herbergsvater und Chauffeur.

Meine desolante Verfassung nach diesem Dankeschön der besonderen Art ließ mich dann am Ende orientierungslos in Herford stranden. Normalerweise umfuhr man selbiges auf der gut ausgeschilderten Schnellstraße. Weil ich mich nun aber hoffnungslos immer weiter verfranzte, verbrauchte ich so viel Sprit, dass ich gegen fünf Liter Super noch meinen Fahrzeugschein verpfänden musste, da ich kein Geld eingesteckt hatte. Im Anschluss daran machte ich meiner Verzweiflung dann noch in Form eines einstündigen Nickerchens am Herforder Bahnhof Luft.

Gegen Mitternacht erwachte ich. Nur langsam kehrte das Wissen darüber zurück, wie der GSX ins Rollen zu kriegen war. Und auch ein konsequenter Rechtsverkehr schien ebenfalls durchaus wieder seine Vorteile zu haben.

In den nächsten Monaten wuchsen auf mysteriöse Weise meine Haare. Scheiben von den Byrds und den Beatles reihten sich in meinem Plattenschrank ein. Bald darauf packte ich meine Sachen und zog nach Köln. Was das mit unseren Chaostagen zu tun hatte? Ich habe da nur eine vage bleibende Ahnung.